

CHARLES TODD

Seelen aus Stein

Roman

Aus dem Englischen
von Uschi Gnade

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe
WATCHERS OF TIME
erschien 2001 bei Bantam Books

4. Auflage
Redaktion: Jochen Stremmel
Deutsche Erstausgabe 03/2004
Copyright © 2001 by Charles Todd
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2004
Umschlagillustration: ZEFA Visual Media/F. Lukasseck
Umschlaggestaltung:
Hauptmann und Kampa Werbeagentur, München - Zürich
Gesetzt aus der Minion
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
<http://www.heyne.de>

eISBN: 978-3-641-17305-0

*Für Elayne K. McCullough –
für die es ein freudiges Abenteuer war,
um die Welt zu reisen,
und deren Freundschaft ein kostbares Geschenk war.*

*Und für Bill und ihre Familie,
die ihr so viel Freude bereitet hat.*

Bon voyage ...

1

SEPTEMBER 1919, OSTERLEY. Dr. Stephenson wandte sich von dem Bett ab, in dem der Sterbende lag und so flach atmete, dass sich die Decke über seiner schwächtigen Brust kaum bewegte. Nur seine unruhigen knöchigen Finger, die am Saum der Wolldecke zupften, wiesen darauf hin, dass er am Leben und bei Bewusstsein war. Zweimal hatte die junge Frau, die neben ihm auf der Bettkante saß, versucht, seine Hände zur Ruhe zu bringen, indem sie sie mit ihren eigenen umfasste, doch sobald sie sie losließ, nahm die Hand ihres Vaters das stumme Trommeln wieder auf, wie ein Schlagzeuger, der sich an seinen Einsatz erinnert. Gut zwei Zentimeter der Borte hatte er bereits durchgescheuert. Sie gab auf und lehnte sich seufzend zurück.

Sein Gesicht war von der Krankheit zerfurcht, und Bartstoppeln betonten die Falten, wie eine raue Landschaft des Leidens unter der sonnengegerbten Haut auf Stirn und Nase. Buschige graue Augenbrauen hingen schwer über den eingesunkenen Lidern. Das Alter drückte ihn nieder, doch es war auch noch eine gewisse Kraft vorhanden, als hätte ihn das Leben gezwungen, für alles, was er besaß, zu kämpfen, und er hätte die Schlachten nicht vergessen.

Der Arzt fing den Blick der Söhne des Mannes auf, die auf der anderen Seite des Bettes standen, die Gesichter im Schatten des Schals, der über dem Lampenschirm drapiert war, und wies mit einer Kopfbewegung auf das Fenster am anderen Ende des Raumes, außerhalb der Hörweite des Patienten. Die junge Frau blickte auf, als sie sich entfernten, blieb aber, wo sie war. Sie wollte nicht hören, was geflüstert wurde.

Ein weiterer Windstoß peitschte die Fassade des Hauses, und dichter Regen wurde gegen die Fensterscheiben getrieben und ließ sie klirren. Das Unwetter hatte sich festgesetzt, wie es die Stürme

hier an der Küste manchmal taten, als widerstrebte es ihnen, landeinwärts zu ziehen und sich in der hügeligen Landschaft zu verlieren. Drei Stunden, wenn nicht mehr, hatte es über der Ortschaft gehangen und auf alles und jeden im Freien eingedroschen.

Der ältere der beiden Brüder senkte den Kopf, damit er die Worte verstehen konnte, als Stephenson leise sagte: »Er geht einem sorgenfreien und friedlichen Ende entgegen. Es gibt nichts mehr, was ich noch für ihn tun kann. Aber vielleicht wäre es ihm lieb, wenn Mr. Sims hier wäre? Ich würde meinen, das wäre auch Ihrer Schwester ein Trost.«

Mr. Sims war der Pfarrer.

Der jüngere Bruder antwortete: »Ja, dann hole ich ihn wohl besser.« Er ging leise durch das Zimmer zur Tür. Der Schal über der Lampe am Bett kräuselte sich, als er daran vorbeikam, und für einen Moment fiel der Lichtschein auf sein Gesicht. Die Wangen wiesen glänzende Tränenspuren auf.

Seine Schwester streckte den Arm aus und hielt kurz seine raue Hand.

Der andere Bruder seufzte. »Pa hatte ein langes Leben, das muss man schon sagen. Aber so lange nun auch wieder nicht. Vierundsechzig. Wir hätten gedacht, er würde uns noch fünf oder zehn Jahre erhalten bleiben. Sein eigener Vater ist gut achtzig geworden. Und Onkel Tad ist jung für seine siebenundsechzig.« Er schüttelte den Kopf.

»Ihr Onkel Thadeus hat die Konstitution eines Ochsen«, pflichtete ihm Stephenson bei. »Er könnte ohne weiteres noch älter werden als Ihr Großvater. Aber bei Ihrem Vater hat das Herz versagt, und sein Körper muss folgen.« Er musterte das Gesicht des bekümmerten Mannes und bemerkte die tiefen Sorgenfalten. Auch die schlaflosen Nächte waren ihm anzusehen. Martin Baker würde Hetty Baldwin, der Tochter seiner Haushälterin, ein braver Ehemann sein, sagte sich der Arzt. Vom Charakter her war er Herbert sehr ähnlich – gottesfürchtig, mit starken Familienbanden und glühendem Pflichtbewusstsein. Die beiden passten gut zusammen. »Verstehen Sie, ein Jegliches hat seine Zeit. Sogar das Sterben. Und

es ist eine Gnade, dass er nicht mehr lange unter uns weilen wird.« Seine Worte waren als tröstlicher Zuspruch gemeint. Jetzt wies er mit einer Kopfbewegung auf das Bett. »Sehen Sie zu, ob Sie Elly überreden können, sich ein Weilchen auszuruhen. Seit gestern Vormittag ist sie kaum je von seiner Seite gewichen. Wir werden ihr Bescheid geben, wenn es ... ernst wird. Wenn sie sich weiterhin derart verausgabt, bricht sie uns noch zusammen.«

»Ich habe versucht, ihr zuzureden, aber es war zwecklos.« Martin wandte sich zum Fenster, hob den Vorhang und zog die Jalousie ein wenig zur Seite, um hinauszuschauen. Regen rann in Strömen an dem Glas hinunter, vom Wind gegen das Haus getrieben. Eine abscheuliche Nacht, dachte er. Eine angemessene Nacht für das Nahen des Todes ... Er ließ die Jalousie wieder los und sagte zu Dr. Stephenson: »Lässt sich nichts machen, um es ihr zu erleichtern?«

»Ich lasse Ihnen etwas für Elly da. Ein Schlafpulver. Lösen Sie es in einem Glas Wasser auf und geben Sie es ihr, wenn Ihr Vater von uns gegangen ist. Und noch etwas, Martin – sorgen Sie dafür, dass Dick nicht darauf besteht, einer der Sargträger zu sein. Sein Schultergelenk ist noch nicht vollständig ausgeheilt und wird nie wieder so kräftig wie früher sein. Noch ist er nicht über den Berg. Wenn er sich nicht vorsieht, könnte es ihn immer noch den Arm kosten. Ohne ein wenig tätige Mithilfe können die Militärchirurgen keine Wunder wirken.«

»Ich werde dran denken.«

»Sie sind ein braver Kerl!« Nachdem er Martin tröstlich auf die Schulter geklopft hatte, ging Stephenson zum Bett zurück. Er beugte sich hinunter und berührte Ellys Hände, die sie auf dem Schoß gefaltet hatte. Sie waren kalt, verkrampft und zitterten. »Ihr Vater hat keine Beschwerden. Es wäre sein Wunsch, dass auch Sie sich nicht quälen. Lassen Sie sich von Martin wenigstens ein Schultertuch holen.«

Sie nickte nur, denn sie war zu keiner Erwiderung fähig. Der graue Schopf bewegte sich auf dem Kissen, erst nach rechts, dann nach links. Herbert Baker schlug die Augen auf und richtete den

Blick auf seine Tochter. Mit rauer Stimme sagte er: »Ich will einen Priester.«

Der Arzt beugte sich hinunter und erwiderte beruhigend: »Ja, Dick ist schon unterwegs, um Mr. Sims zu holen.«

»Ich will einen Priester!«, wiederholte der alte Mann kläglich.

»Er ist schon auf dem Weg, Papa!«, sagte Elly und kämpfte mit den Tränen. »Kannst du mich hören? Er wird gleich hier sein ...«

»Einen Priester«, forderte ihr Vater. »Nicht den Pfarrer.«

»Herbert«, sagte der Arzt beschwichtigend. »Lass dir von mir hoch helfen, damit Elly dir einen Schluck Wasser geben kann ...«

Die flehenden dunklen Augen richteten sich jetzt auf das Gesicht des Arztes. »Ich will einen Priester«, sagte der Sterbende, diesmal klar und deutlich, denn er war nicht bereit, sich ablenken zu lassen.

Die Schlafzimmertür öffnete sich, und Dick führte den Pfarrer herein. »Ich habe ihn auf der Straße getroffen. Er war gerade auf dem Weg hierher«, berichtete er den Anwesenden. »Er wollte nachsehen, ob wir ihn brauchen.«

Mr. Sims war größer als Dick, schmaler und nur unwesentlich älter. »Ich habe lange bei Mrs. Quarles gegessen und hielt es für das Beste, auf dem Heimweg nach Ihnen zu sehen«, erklärte der Pfarrer. Herbert Baker hatte sich den ganzen Tag mit dem Sterben Zeit gelassen. Fast die ganze Stadt wusste, dass sein Ende nahe war, bestenfalls noch eine Frage von Stunden. Sims hatte schon zweimal hereingeschaut.

Jetzt legte er Elly eine Hand auf den Arm und sagte im Gesprächston: »Ellen, glauben Sie, Sie hätten eine Tasse Tee für uns? In einer so nasskalten Nacht täte uns etwas Warmes bestimmt gut.«

Sie errötete verlegen. »Tee? Ach so – ja, sicher. Ich muss nur schnell den Kessel aufsetzen.«

Sie strich die Decke über ihrem Vater glatt, stand auf und verließ widerstrebend das Zimmer. Sims nahm den Platz auf dem Bett ein, der soeben frei geworden war, und sah dem alten Mann fest in die eindringlichen Augen. »Das Leben hat es gut mit Ihnen gemeint,

Herbert Baker. Sie waren mit einer prächtigen Frau verheiratet – einer treusorgenden Ehefrau und aufopferungsvollen Mutter. Ihre Söhne haben beide den Krieg überlebt, und beide haben Arbeit. Und Elly ist ein ganz reizendes Mädchen. Gott war Ihnen gnädig.«

»Danke Ihnen, Herr Pfarrer, und ich werde Sie ein Gebet für mich sprechen lassen, nachdem der Priester fort ist.«

Der Pfarrer blickte zu Martin auf und sagte dann: »Dr. Stephenson?«

»Er hat nach einem Priester verlangt. Direkt bevor Sie gekommen sind. Ich weiß auch nicht, warum –.«

Dick sagte: »Pater James ist der einzige Priester in Osterley. Er ist *Katholik* –.«

»Richtig – genau den meine ich!«, sagte Herbert Baker mit mehr Willensaufbietung als Kraft. In den Tiefen seiner Augen flackerte ein Hoffnungsschimmer auf.

Martin sagte: »Wenn er es so haben will, dann lassen wir ihm seinen Willen. Dick, geh nachsehen, ob Pater James bereit ist herzukommen.« Sein Bruder zögerte und sah den Pfarrer voller Unbehagen an, als sei er gerade zur Ketzerei angestiftet worden, aber Mr. Sims nickte ihm ermutigend zu, und Dick ging zur Tür hinaus.

»Sie bleiben doch?«, fragte Martin Sims.

»Bleiben Sie«, erklang es vom Bett her. Das zerfurchte Gesicht wirkte derart erschöpft, dass man meinen konnte, das Sprechen kostete den Sterbenden größere Anstrengung, als er aufbieten konnte.

Sims erwiderte: »Dann gehe ich in die Küche. Ellen macht auf mich den Eindruck, als hätte sie diesen Tee nötiger als ich.« Er stand vom Bett auf und fügte mit einem beruhigenden Lächeln freundlich hinzu: »Kein Grund zur Sorge, Herbert. Ich werde in Rufweite sein.«

Herbert nickte mit geschlossenen Augen. Der Wind hatte wieder nachgelassen, und der Regen schien jetzt eher wie ein sommerlicher Schauer auf das Dach über ihren Köpfen zu prasseln.

Dr. Stephenson sagte leise zu Sims: »Bei klarem Verstand ist er durchaus. Aber Sterbende haben häufig solche Marotten. Das Beste ist es, ihm seinen Willen zu lassen.«

»Stimmt. Im Krieg hatte ich mit einem Verwundeten zu tun, der unbedingt mit seinem kleinen Hündchen begraben werden wollte. Nur hatte er gar keinen Hund. Aber als sie dann gekommen sind, um ihn zu begraben, waren seine Arme über der Brust verschränkt, als hätte er im Tod einen Hund im Arm gehalten. Ein merkwürdiger Trost, aber wie könnten wir uns anmaßen, etwas daran auszusetzen?«

Der Pfarrer ging zur Tür hinaus und schloss sie leise hinter sich. Auf der Treppe waren Stimmen zu hören. Sims redete mit Ellen. Und dann gingen sie gemeinsam wieder nach unten.

Im Zimmer herrschte Stille. Martin sah seinen Vater eine Zeit lang an und sagte dann besorgt zu Stephenson: »Es wird doch ein leichter Tod werden?«

»Denkbar leicht. Sein Herz wird aufhören zu schlagen. Dann wird er seine letzten Atemzüge tun. Bis dahin wird er längst eingeschlafen sein. Ich habe nicht damit gerechnet, dass er überhaupt noch einmal zu sich kommt. Ich dachte, er hätte das letzte Stadium bereits erreicht.«

Herbert sagte, von ihren Stimmen aufgerüttelt: »Ist der Priester jetzt da?«

»Noch nicht, Papa«, antwortete Martin und setzte sich auf die Bettkante. »Dick ist ihn holen gegangen.« Er packte die Hände seines Vaters und brachte kein Wort heraus, ein schlichter Mann, der gewöhnlich keine großen Umstände machte, doch die Wärme seiner Finger schien seinem sterbenden Vater einen gewissen Frieden einzuflößen. Martin räusperte sich heiser, denn auch ihm wurde wärmer ums Herz.

Die Stille zog sich in die Länge. Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis Dick hereinkam, gefolgt von einem kleinen Mann mittleren Alters mit einer Halbglatze. Pater James begrüßte Stephenson mit einem Nicken und drückte dann die Hand, die Martin ihm reichte. Seine Finger waren kalt von der Nachtluft. »Ich habe ge-

hört, Ihr Vater hat nach einem Priester verlangt«, sagte er, und in seinem Gesicht kam nur Sorge zum Ausdruck.

»Ich weiß nicht *warum*, Pater –.«

»Das spielt auch keine Rolle. Dann rede ich jetzt am besten mit ihm, nicht wahr?« Die freundliche Frage war geschickt formuliert und nahm Martin einen Teil seiner Scheu. Der Priester wandte sich stumm ab und beugte sich über das Bett. Nach einem Moment sagte er: »Mr. Baker? Herbert? Ich bin es, Pater James. Was kann ich für Sie tun?«

Baker öffnete die Augen, schien jedoch nur mit Mühe klar sehen zu können. Blinzelnd blickte er zu dem weißen Priesterkragen auf, der sich gegen die schwarze Tracht deutlich abhob. »Pater James, sind Sie es?«

»Ja.« Als eine dürre zitternde Hand unter der Decke herauskroch, griff Pater James danach, und die Klaue schien sich um seine Hand zu schließen.

»Schicken Sie sie fort!«, sagte Herbert Baker. »Nur Sie und ich.«

Pater James warf einen Blick in die besorgten Gesichter von Bakers beiden Söhnen und sah dann Dr. Stephenson an. Die drei Männer nickten kurz und gingen zur Tür. Ihre Schuhe waren auf den breiten Bodendielen des Gangs deutlich zu hören und bewegten sich dann gemeinsam die Treppe hinunter.

Pater James wartete, bis sie außer Hörweite waren, und sah sich währenddessen um, weil er einen Eindruck von diesem Mann gewinnen wollte, der im Bett lag und auf den Tod wartete. Er wusste, wer die Bakers waren, hatte aber nur selten mehr als ein paar Worte mit einem von ihnen gewechselt.

Es war ein großes Zimmer, gleich unter den Dachtraufen, mit schlichten, aber robusten Möbelstücken eingerichtet und mit einem abgewetzten Teppich auf dem Fußboden. Jemand hatte Seestücke gemalt und diese Aquarelle gerahmt und aufgehängt. Hier war ein Amateur am Werk gewesen, die Sonnenaufgänge und Schiffe waren lebhaft dargestellt, doch das ungeübte Auge war gut zu erkennen. Die Familie war stolz darauf gewesen, sonst hätte

man sie nicht rahmen lassen. Das einzige Fenster ging zur Straße; die Jalousie war für die Nacht heruntergelassen, die Vorhänge waren zugezogen.

So viele Häuser in der Stadt strahlten eben diese schmucklose Nüchternheit aus, die so typisch für die Arbeiterklasse war, musste Pater James denken. In Osterley gehörten die Jahre des Wohlstands der Vergangenheit an, weit vor Herbert Bakers Zeit. Niemand hungerte, aber hier arbeiteten die Leute hart für ihr Brot.

Als sich der Priester erneut dem Bett zuwandte, sah er auf dem Nachttisch die Photographie einer Frau. Das leise Plätschern des Regens ebte ab, um sogleich wieder mit voller Heftigkeit aufzuleben, als Sturmböen Zugluft in das Haus sandten und die Lampe zucken ließen, als tanzte sie zu diesem launischen, unsteten Rhythmus. Bakers Frau? Wenn er sich recht erinnerte, war sie vor dem Krieg gestorben, und dieses Bild musste rund zehn Jahre vor ihrem Tod aufgenommen worden sein. Die Tochter – hieß sie Ellen? – sah ihr sehr ähnlich. Das gleiche dunkle Haar und sanfte Gesicht, das mit arglosen und erwartungsvollen Augen in die Kamera blickte.

Behutsam setzte er sich auf die Bettkante, wo vor ihm Ellen und der Pfarrer gesessen hatten, und sagte mit der tiefen, festen Stimme, die für ihn als Priester von unschätzbarem Nutzen war: »Hier bin ich. Wir sind allein im Angesicht Gottes. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, sage mir nun, wie ich dir behilflich sein kann?«

Fast eine halbe Stunde später kam Pater James die Treppe herunter und fand die Familie, den Arzt und den Pfarrer in dem kleinen, sehr viktorianisch anmutenden Wohnzimmer vor, wo sie ihn erwarteten. Tee war serviert und eingeschenkt worden, aber die Tassen waren immer noch mehr als halb voll und standen vergessen da. Der Wind rüttelte an den Fensterläden, eine theatralische Ankündigung seines Auftritts, wie ein Trommelwirbel.

Sämtliche Augen hatten sich dem Priester zugewandt, als er im Türrahmen auftauchte. Sorge, Ermattung und nicht wenig Neugier

waren den Gesichtern abzulesen. Pater James räusperte sich und sagte in die erwartungsvolle Stille: »Ihr Vater ruht jetzt unbeschwert. Er hat mich gebeten, Ihnen nochmals zu beteuern, dass es sein Wille ist, in Übereinstimmung mit seinem Glauben begraben zu werden. Mr. Sims soll den Gottesdienst leiten. Ich konnte ihm als Trostspender ein wenig behilflich sein. Falls er mich noch einmal benötigen sollte, brauchen Sie es mich nur wissen zu lassen. Und jetzt muss ich gehen, wenn Sie mich entschuldigen würden. Es ist schon spät.«

Ihm wurden Erfrischungen angeboten, und die trauernde Familie brachte ihm ihre Dankbarkeit entgegen. Von Mr. Sims genötigt, setzte er sich aus reiner Freundlichkeit und trank eine Tasse lauwarmen Tee. Dr. Stephenson musterte ihn und nahm die auffällige Anspannung um seine Augen herum wahr, schob sie jedoch auf das Unbehagen, sich in einem unvertrauten Haushalt unter Fremden zu bewegen, die nicht seinem Glauben angehörten. Die beiden, der Arzt und der Priester, hatten im Lauf der Jahre viele Nachtwachen gemeinsam verbracht, und Stephenson hatte den Pater immer als einen starken und zuverlässigen Verbündeten empfunden, wenn es darum ging, den Sterbenden Frieden und den Hinterbliebenen Trost zu spenden. Dennoch wurde der Umgang mit dem Tod nie zur Routineangelegenheit. Man lernte nur, ihn hinzunehmen, das war alles.

Pater James legte Herbert Bakers Kindern gegenüber mitfühlende Liebenswürdigkeit an den Tag, und diese tiefe Stimme spendete Ellen, wie schon vorher ihrem Vater, ein gewisses Maß an Trost. Seine Beteuerung, dass Herbert Baker Frieden mit Gott geschlossen hatte und nicht etwa von seinem Glauben abgefallen war, schien Dick und Martin, deren Gesichter vor Erschöpfung schlaff waren, frische Kraft einzuflößen. Als einfache Männer konnten sie sich keinen Reim auf das seltsame Verhalten ihres Vaters machen und waren einigermaßen verlegen. Das war Pater James klar, und daher sagte er nur: »Ihr Vater hat nicht leichtfertig gehandelt. Am Ende bedürfen wir alle der Gnade Gottes, wie ein Kind den Segen seines Vaters braucht. Ich bin um einige Jahre älter als der Pfarrer.

Vielleicht hat das für einen Mann in Herbert Bakers Alter eine Rolle gespielt.« Er lächelte Sims über den Tisch an.

Der Pfarrer blickte auf Tansy, der braunweiße Spaniel, der neben seinem Stuhl saß, wartete geduldig darauf, dass Sims ihn wieder hinter den Ohren mit dem welligen Fell kraulen würde. Sims sagte, fast schon zaghaft: »Im Krieg war es dasselbe. Sie waren so jung, die meisten jedenfalls. Aber sie hatten einen Erfahrungshorizont, da konnte ich nicht mithalten. Eine ganze Reihe von ihnen habe ich an den methodistischen Militargeistlichen verwiesen, der ihren Vätern von seinem Alter her näher war als ich. Das schien mir das Beste zu sein, was ich für sie tun konnte.« Dann gab er dem Gespräch eine Wende und sagte zu Pater James: »Bestimmt danken Sie Gott dafür, dass dieses Wetter erst nach dem Herbstfest Ihrer Gemeinde angebrochen ist. Das war wirklich ein Segen ...«

Ellen sagte: »Martin ist mit Hetty zum Basar gegangen. Er hat mir eine Bürste für Tansy gekauft. Und eine neue Leine.« Ein Lächeln hellte ihr blasses Gesicht auf, verflog jedoch gleich wieder. »Papa ging es letztes Jahr noch so gut, dass er mitgehen konnte.«

»Allerdings«, antwortete der Pfarrer und lächelte sie an. »Und beim Dreifaltigkeitsfest war er auch jedes Jahr ein Fels in der Brandung. Mir hat es immer Freude bereitet, mit ihm zusammen zu arbeiten.«

Sobald es der Anstand irgend zuließ, erhob sich Pater James und verabschiedete sich. Martin Baker begleitete ihn zur Tür und bedankte sich noch einmal bei ihm. Der Priester trat in die Nacht hinaus. Der Regen hatte erneut nachgelassen, und nur der Wind leistete ihm auf seinem langen Heimweg Gesellschaft.

Dr. Stephenson stieg die Treppe wieder hinauf und stellte fest, dass der Priester Recht gehabt hatte: Herbert Baker schien sanft zu schlummern, während das Leben aus ihm wich.

In den frühen Morgenstunden starb der Mann friedlich im Kreis seiner Familie. Ellen schluchzte leise, und seine beiden Söhne sahen gequält zu, wie er mehrere kurze, unregelmäßige Atemzüge machte und dann endgültig aufhörte zu atmen. Nur ein kleiner Seufzer drang noch durch seine Lippen. Der Pfarrer, der an seiner Seite war,

sprach ein Gebet für Herbert Bakers Seele, als der Seufzer verklang.

Das Begräbnis war gut besucht, und im Beisein einer wohlwollenden Gemeinde, die ihn nur als einen aufrichtigen und freimütigen Mann ohne Laster und ohne herausragende Gaben gekannt hatte, vielleicht mit Ausnahme seiner Loyalität, wurde Herbert Baker, Kutscher von Beruf, zur ewigen Ruhe gebettet.

Eine Woche nach der Beerdigung kehrte Dr. Stephenson an einem späten Nachmittag in seine Praxis zurück und sah Pater James gerade aus der Tür kommen.

»Schön, dass wir uns treffen!«, rief Stephenson erfreut aus. »Kommen Sie herein, ich gieße mir nur schnell einen Drink ein und stehe dann sofort zu Ihren Diensten. Bei Erstgeburten darf man nichts überstürzen. Dieses Baby hat seine Mutter und mich die ganze Nacht und bis weit in den Nachmittag hinein wach gehalten, und ich musste das Frühstück, das Mittagessen und meine übliche Sprechstunde ausfallen lassen.« Er ging durch die Hintertür und den Flur voraus in sein privates Büro. Dort roch es nach Wachs und Desinfektionsmittel, eine Verbindung, die auf Pater James wie Niespulver wirkte. Er zog sein Taschentuch heraus, niesete dreimal kräftig und lächelte Stephenson dann schalkhaft an.

»Sie sollten mich erst mal hören, wenn sie in St. Anne's die Kirchenbänke und den Beichtstuhl frisch gewachst haben! Es ist der reinste Segen, dass mir Weihrauch nichts ausmacht.«

Das Büro war klein, in einem ansprechenden Blauton gestrichen, bot auf drei Stühlen Besuchern Platz und hatte hinter dem breiten Massivholzschreibtisch des Arztes einen bequemeren alten Ledersessel stehen. Dort ließ sich Dr. Stephenson nieder, und Pater James nahm seinen gewohnten Platz auf dem uralten Ohrensessel ein. Als Stephenson ihm die Sherryflasche reichte, sagte der Priester: »Nein, danke. Ich habe noch einen Besuch zu machen, bei einer strikten Abstinenzlerin. Wenn ich nach gutem Sherry rieche, kostet mich das meinen Ruf.«

Stephenson grinste. »Wie kommt sie dann mit dem Messwein beim Abendmahl zurecht?«

»Der ist geweiht, und der Fluch der Traube ist ihm entzogen worden.«

Der Arzt lachte in sich hinein, ehe er sich selbst ein Glas ein-schenkte. »Nun ja, der Verstand ist eben eine wunderbare Angelegenheit, einfach wunderbar.«

»Der Verstand ist der Grund meines Kommens«, sagte Pater James bedächtig.

»Ach ja?« Stephenson trank genüsslich einen Schluck von seinem Sherry und ließ sich davon aufwärmen.

»Ich würde Sie gern fragen, ob Herbert Baker im Vollbesitz seiner Sinne war, als er mich auf seinem Totenbett zu sich bestellt hat.«

»Baker? Nun ja, das war schon ein seltsames Vorkommnis, wage ich zu behaupten. Aber er ist an Herzversagen gestorben, und sein Verstand war, soweit ich das sagen konnte, klar, bis er das Bewusstsein verloren hat. Haben Sie Grund zu der Annahme, er könnte nicht bei klarem Verstand gewesen sein?« Stephenson war ein Mann, der in seinem eigenen Leben und in dem seiner Patienten Wert auf möglichst geordnete Verhältnisse legte.

»Nein«, erwiderte der Priester. »Andererseits werde ich selten aufgefordert, Spekulationen zur Gemütsverfassung von Dr. Sims' Gemeindemitgliedern anzustellen. Umgekehrt verhält es sich übrigens genauso. Es war schon seltsam, und im Nachhinein habe ich mich natürlich gewundert und mir Fragen gestellt. Baker hat ganz entschieden den Eindruck auf mich gemacht, als sei er bei klarem Bewusstsein, wenn auch, verständlicherweise, geschwächt. Aber man kann es ja nie so genau wissen.«

»Dabei fällt mir ein«, sagte Stephenson und kam auf ein Thema zu sprechen, das ihn selbst beschäftigte. »Es gibt da eine in Ihrer Herde, über die ich wirklich gern mit Ihnen reden würde. Mrs. Witherspoon. Sie hat sich schon wieder geweigert, ihre Pillen zu nehmen, und mich soll der – äh – Henker holen, wenn ich das be-greife.«

Der Priester lächelte. »Da haben Sie es wohl mit einer echten Herausforderung zu tun. Wenn ich raten sollte, würde ich vermuten, sowie sie sich etwas kräftiger fühlt, ist sie der Überzeugung, sie braucht die Pillen nicht. Dann fühlt sie sich wieder unwohl und nimmt zum Ausgleich schnell zwei auf einmal. Eine gutherzige Frau, aber mit gesundem Menschenverstand nicht übermäßig gesegnet. An Ihrer Stelle würde ich mich mal mit ihrem Mann unterhalten. Auf ihn hört sie wie auf keinen anderen. In ihren Augen geht die Sonne auf, wenn Mr. Witherspoon einen Raum betritt.«

Der Eisenwarenhändler war der trübsinnigste Trauerkloß in ganz Osterley.

Stephenson lachte. »Ja, ja, die Schönheit liegt im Auge des Betrachters. Immerhin ein guter Gedanke. Diese Frau wird sich noch ernsthaft krank machen, wenn sie auf niemanden hört!« Er sah seinen Wein an, der in dem kleinen Glas golden schimmerte. »Ich hatte mal einen Patienten, der geschworen hat, Sherry sei spanischer Sonnenschein, in einer Flasche eingefangen. Ich selbst war nie in Spanien; ich bin schon froh, wenn ich mich mal für ein paar Stunden nach Yarmouth absetzen kann. Aber magische Heilkräfte enthält dieses Getränk mit Sicherheit.« Er trank den Wein aus und sagte dann: »Und wie geht es Ihren Drillingen?«

Pater James strahlte. Die Drillinge waren die Kinder seiner jüngeren Schwester, die ein gutes Stück weit weg wohnte. »Sie blühen und gedeihen. Sarah schafft es, mit Hilfe von zwei Nonnen, die ich für sie gefunden habe, und sämtliche Familienmitglieder, die wir rekrutieren können, werden zusätzlich eingespannt. Ich war auch schon an der Reihe, die halbe Nacht mit dem einen oder anderen im Arm auf und ab zu laufen. Ich gehe davon aus, dass diese Jungen spätestens mit acht Jahren schreckliche Plagen sein werden. Ihr Vater war nämlich mit zwölf ein ziemlicher Rabauke!«

Stephenson sagte: »Waren wir das nicht alle? Aber das Verantwortungsbewusstsein stellt sich früh genug ein.«

Der Gesichtsausdruck des Priesters veränderte sich unmerklich. »Ja, allerdings. Dann mache ich mich jetzt mal auf den Weg. Ruhen Sie sich aus, Sie wirken, als könnten Sie es gebrauchen.«

Als er ihn zur Tür brachte und ihm nachsah, beschlich Stephenson das merkwürdige Gefühl, Pater James sollte sich seinen eigenen Rat zu Herzen nehmen.

Fast zwei Wochen waren seit der Beerdigung verstrichen. Stephenson, ausgeruht und viel beschäftigt, dachte längst nicht mehr an Herbert Baker, als er seine Frau ausführte, um eine Einladung von Freunden wahrzunehmen.

Es war eine Abendgesellschaft wie ein Dutzend anderer auch, die der Arzt mit einer gewissen Begeisterung besuchte, wenn immer es ihm möglich war. Acht Paare trafen zusammen, und er kannte sie alle schon seit Jahren. Sie fühlten sich wohl im Umgang miteinander, hatten eine gemeinsame Geschichte, die sie verband, und ein jeder war in Gegenwart der anderen zwanglos genug, um kaum ein Thema auszusparen. Stephenson konnte die meisten von ihnen zu seinen Patienten zählen, und seine Frau hatte gemeinsam mit jeder einzelnen der anderen Frauen in diversen Ausschüssen gesessen – ob es nun um kirchliche Wohltätigkeitsbasare, Blumenarrangements, Lebensmittelkörbe für die Armen, Frühlingstfeste, Sozialfälle, Krankenbesuche oder die herzliche Begrüßung von Neuzugängen in Osterley ging. Alles in allem hatten sie sich zu einem Kreis zusammengeschlossen, der ebenso klein wie elitär war.

Hinterher hätte er nicht sagen können, wie das Thema zur Sprache gekommen war. Jemand stellte eine Frage, ein anderer Gast ließ sich darüber aus, und eine der Ehefrauen brachte alle zum Lachen, indem sie ihre eigenen Ansichten äußerte. Stephenson griff unwillkürlich den Faden auf, und irgendwie kam es dazu, dass er die Geschichte eines sterbenden Patienten erzählte, der im nächsten Leben auf Nummer Sicher gehen wollte, indem er sowohl den Pfarrer als auch den Priester zu sich bat.

Einer der Gäste beugte sich vor. »War das der alte Baker? Meine Frau hat mir gegenüber fallen lassen, sie hätte gesehen, wie Pater James eines Nachts bei strömendem Regen aus dem Haus der Bakers gekommen sei und sich vor der Haustür von dem jungen

Martin verabschiedet hätte. Ich habe ihr gesagt, sie müsse sich geirrt haben – Baker war siebzehn Jahre Küster von Holy Trinity!«

Richard Cullen sagte: »Aber der Ansatz war schon richtig, oder etwa nicht? Wer war es, der gesagt hat, Paris sei eine Messe wert?«

Das löste eine Debatte darüber aus, ob es Heinrich IV. gewesen war, und führte schließlich zu einem Vortrag der ersten Verse von »The Vicar of Bray«, das Gedicht über den opportunistischen Pfaffen. Herbert Baker war erneut in Vergessenheit geraten.

Spät am Abend des zweiten Oktober kehrte Pater James in das neugotische Haus zurück, das der Kirche St. Anne's als Pfarrei diente. Er betrat es durch die unverschlossene Küchentür, war froh, dass die Lampe auf dem kleinen Tisch am Fenster brannte, und schnupperte anerkennend den Geruch von gebratenem Speck, der noch in der Luft hing. Er durchquerte den Raum, um einen Blick in den Backofen zu werfen. Sein Abendessen stand auf einer abgedeckten Platte auf dem Rost. Als er den Deckel hochhob, sah er, dass der Inhalt zwar ein wenig ausgetrocknet war, aber gewiss noch köstlich schmeckte. Zwiebeln waren auch dabei. Und anscheinend paniertes und ausgebackenes Wurstbrät mit einem hart gekochten Ei.

Mrs. Wainer, die Haushälterin, hatte – wie immer – daran gedacht, dass nicht nur die Seele, sondern auch der Körper Nahrung braucht. Er konnte spüren, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Zwiebeln galt seine ganz große Liebe.

Pater James ließ den Deckel behutsam über die Speisen sinken und schloss die Backofentür. Müde von einer langen Wache bei einem sehr kranken Gemeindemitglied streckte er die Schultern und drückte den Rücken durch. Der Stuhl neben dem Bett war zu niedrig gewesen, und seine Muskeln waren völlig verkrampft. Aber der Mann hatte überlebt, Gott sei Dank. Seine Familie brauchte ihn.

Er ging durch den Korridor, der am Wohnzimmer und an dem kleinen Musikzimmer vorbeiführte, das er in ein Gemeindebüro umfunktioniert hatte. Im Dunkeln bewegte er sich mit der Mühelosigkeit eines Menschen, der schon seit langem mit seiner Umge-

bung vertraut ist. Als er die Eingangshalle erreichte, konnte er hören, wie die Uhr im Wohnzimmer sich spannte, um die Stunde zu schlagen. Das leise Surren der Zahnradchen ließ ihn mit einer Hand auf dem Endpfosten des Geländers am Fuß der Treppe innehalten.

Das herrliche glasklare Läuten erinnerte ihn jedes Mal wieder an das Haus, in dem er aufgewachsen war – von dort stammte die Uhr –, und an das Lachen seiner Mutter und seines Vaters, die abwechselnd aus einem Buch vorlasen, während die Kinder sich zu ihren Füßen rekelten. Das war zu einem allabendlichen Ritual geworden, direkt vor dem Schlafengehen, und es zählte zu den wenigen Dingen, die er, zölibatär und allein, vermisste. Mark war im Krieg gestorben, an der Somme gefallen, und Judith war von der Grippe hingerafft worden und hatte ihr ungeborenes Kind mit sich genommen. Aber Sarah hatte ihre Drillinge lebend zur Welt gebracht, und er freute sich jetzt schon auf die Zeiten, wenn ihr unbändiges Temperament und ihre hellen Stimmen die Stille der alten Pfarrei beleben würden. Sarah hatte sie ihm bereits für jeweils eine Woche im Jahr versprochen, obwohl sie noch keine drei Monate alt waren. Bei diesem Gedanken lächelte er vor sich hin. Mrs. Wainer, die gute Seele, würde wahrscheinlich voller Entsetzen kündigen.

Als das Echo der Schläge verhallte, stieg er die Treppe zu seinem Arbeitszimmer im ersten Stock hinauf. Die Lampe auf dem Schreibtisch war nicht angezündet, aber in seinem Schlafzimmer brannte Licht, ein kleines Flämmchen, das seine Schritte leitete. Er trat durch die Schlafzimmertür ein, um seine Tasche abzustellen und seinen Mantel aufzuhängen und sich dann vor dem Abendessen die Hände zu waschen.

Als er in das dunkle Arbeitszimmer zurückkehrte, entging ihm der Schatten, der regungslos im tieferen Dunkel neben seinem privaten Altar stand. Die goldene Kette auf der Brust des Priesters glitzerte im Mondschein, der durch die Fenster hereinströmte. Ihm fiel auf, dass die Vorhänge nicht zugezogen waren, und daher durchquerte Pater James das Zimmer und streckte die Arme hoch

über seinen Kopf, um den schweren Samt auf den hölzernen Gardinenstangen zu verschieben. Die Vorhänge vor dem ersten Fenster waren gerade zur Hälfte zugezogen, als der Schatten vortrat und direkt hinter dem Priester stehen blieb. In ihren Händen hielt die Gestalt hoch erhoben das schwere Kruzifix, das immer zwischen zwei zierlichen Kerzenhaltern auf dem Altar stand. Jetzt wurde der Sockel des Kreuzes mit überwältigender Kraft direkt auf den kahlen Schädel geschlagen, der in diesem Licht eine Tonsur zu haben schien und unnatürlich weiß wirkte.

Ein Ziel, das man kaum verfehlen konnte, und dem Priester schien sich ein Seufzer zu entringen. Er begann in sich zusammenzusacken, wie alte Kleidungsstücke, die auf den Boden fallen. Das Kruzifix wurde noch einmal hochgehoben, und der Sockel blitzte im bleichen Licht auf, als es ein zweites Mal herabkam. Als der Priester mit einem dumpfen Schlag auf den Boden traf, erhielt die blutige Kopfhaut einen dritten Hieb.

Dann trat der Schatten flink und behände einen Schritt zurück, ließ das Kruzifix aus einer behandschuhten Hand fallen und machte sich eilig daran, lautlos das Zimmer zu verwüsten.

Die Polizei, die am nächsten Morgen von einer verzweifelten Mrs. Wainer verständigt wurde, nahm Notiz von der Mahlzeit, die unberührt im Backofen stand, der schwarzen Blutlache am Fenster unter dem Kopf des Priesters und dem Zustand des Zimmers: der Fußboden mit Papieren übersät, der Inhalt der Schreibtischschubladen wüst verstreut. Sie untersuchten die Blechbüchse, die umgekippt dalag, mit einer Schere aufgebrochen, die Almosen entnommen. Und gelangten zu dem Schluss, dass Pater James bei seiner unerwarteten Heimkehr von jemandem angegriffen worden war, den er bei einem Einbruch gestört hatte.

Der Anschlag hatte nicht ihm persönlich gegolten. Er war ein zufälliges Opfer geworden.

Er hatte Geräusche im Haus gehört, schloss die Polizei, und entdeckt, dass sich im oberen Stockwerk ein Eindringling aufhielt, und er war zum Fenster gegangen, um nachzusehen, ob nebenan

jemand zu Hause war. Der Nachbar hatte drei fast ausgewachsene Söhne – es hätte nur wenige Sekunden gekostet, das Fenster zu entriegeln und ihnen zuzurufen, sie sollten schnell kommen und gemeinsam mit dem Priester das Haus durchsuchen. Der alarmierte Dieb, der sich höchstwahrscheinlich im Schlafzimmer hinter dem Arbeitszimmer verborgen hielt, musste Pater James am Fenster gesehen und hastig nach der erstbesten Waffe gegriffen haben, die zur Hand war – das Kruzifix –, und den Priester von hinten niedergeschlagen haben, um zu verhindern, dass er um Hilfe rief. In seinem Entsetzen hatte er ein zweites Mal zugeschlagen und war, mit dem Geld aus der Blechbüchse in der Tasche, geflohen. Schlammige Abdrücke von Schuhsohlen in der Nähe des Fliederstrauchs wiesen auf einen abgetretenen Absatz und einen Riss in der Sohle dicht an den Zehen hin. Ein armer Mann demnach, und entsprechend verzweifelt.

Wie es der Zufall wollte, hatte das von drei Generationen bewohnte Nachbarhaus, in dem es gewöhnlich hoch herging, in der vergangenen Nacht leer gestanden. Die Familie war geschlossen nach West Sherham gereist, um das Mädchen kennen zu lernen, das einer der Söhne zu heiraten gedachte, und sogar die recht alte Großmutter hatten sie mitgenommen. Aber das konnte der Einbrecher nicht gewusst haben.

Wäre die Familie nämlich zu Hause gewesen, dann wäre sie geballt angerückt und höchstwahrscheinlich rechtzeitig gekommen, um einen Blick auf den Flüchtigen zu erhaschen. Es wäre zu schön gewesen, eine Beschreibung des Mörders zu haben.

Die Bevölkerung von Osterley, ganz gleich, ob es sich nun um Gemeindemitglieder von St. Anne's, Holy Trinity oder Angehörige überhaupt keiner Kirche handelte, war schockiert und entsetzt. Die Leute kamen in kleinen Grüppchen zusammen, schwiegen meistens oder führten Gespräche, die mit Kopfschütteln und bestürzter Ungläubigkeit endeten. Manche Frauen weinten in ihre Taschentücher, und ihre Augen waren rot vor Kummer und bösen Vorahnungen. Kinder wurden zum Schweigen gebracht und in ihre

Zimmer geschickt, und ihre Fragen blieben unbeantwortet. Einen Geistlichen zu töten, das war *verruht*. Niemand konnte sich erinnern, auch nur gehört zu haben, dass ein solches Verbrechen schon einmal in Norfolk begangen worden war – jedenfalls gewiss nicht seit Menschengedenken! In ganz East Anglia würden sie sich die Mäuler über Osterley zerreißen ...

Mr. Sims, der sich bemühte, nicht nur seiner eigenen Herde, sondern auch den Schäfchen des ermordeten Priesters beizustehen, bis der Bischof einen Nachfolger nach Norwich schicken konnte, hörte immer wieder dieselbe Litanei. »Er war ein so braver und fürsorglicher Mann! Er hätte jedem geholfen, ohne Ansehen der Person. Er hätte ihm das Geld gegeben und sein Bestes für ihn getan – *es wäre nicht nötig gewesen, ihn zu töten!*«

Eine zunehmende Aura des Argwohns breitete sich in dem Städtchen aus, während die Leute versuchten dahinter zu kommen, was in den Köpfen der Polizei vor sich ging.

Dann ging den Einwohnern, einem nach dem anderen, allmählich auf, dass der Mörder kein Einheimischer sein konnte. Nicht jemand, den sie kannten. Das war schlichtweg unmöglich.

Dennoch wandten sich Augen argwöhnisch um, Blicke wurden über die Schulter geworfen und folgten diesem oder jenem mit verstoßenen Mutmaßungen – wie eine schleichende Krankheit breitete sich Unbehagen in der Stadt aus.

Mr. Sims ertappte sich bei dem Gedanken, dass es doch einen Grund gegeben hatte, Pater James zu töten, falls er das Gesicht des Mannes gesehen hatte, der in sein Haus eingedrungen war und ihn mit dem Kreuzifix seines eigenen Altars bedroht hatte. Dann wusste er nämlich Bescheid und hätte den Einbrecher jederzeit wiedererkannt, und es gab vereinzelte Menschen, die fürchten könnten, selbst das Erbarmen eines Geistlichen hätte seine Grenzen.

Furcht wurde selten von Vernunft regiert; ihre erste Reaktion galt der Gefahr, und erst dann kam die Logik zum Zug. Der erste Schlag musste gewiss der Furcht entsprungen sein; die darauffolgenden Hiebe konnten auf Furcht zurückzuführen sein, aber auch auf List und Tücke, auf das Bedürfnis, jemanden zum Schweigen

zu bringen. Woher sollte man das wissen, solange der Mörder des Priesters nicht aufgespürt worden war?

Sims bemühte sich, nicht in die Gesichter der Bewohner von Osterley zu sehen und Spekulationen anzustellen. Aber er konnte es nicht lassen. Die menschliche Natur war nun mal so, wie sie war, und dagegen war kein Kraut gewachsen. Er unterschied sich nicht vom Rest seiner Nachbarn.

Der Krieg hatte Sims gelehrt, dass verängstigte Menschen alles taten, was notwendig war, um am Leben zu bleiben. Und in den Schützengräben war das Töten zu einer natürlichen Reaktion auf Gefahr geworden. Er fragte sich, ob der Angreifer des Priesters ein früherer Soldat war, heute arbeitslos und verzweifelt genug, um bedenkenlos einem anderen das Leben zu nehmen.

In Osterley gab es einen einzigen Mann, der diese Kriterien halbwegs erfüllte. Sims weigerte sich, die Wahrscheinlichkeit in Betracht zu ziehen, dass er jemals wieder einen Mord begehen würde.

Der Pfarrer schalt sich für derart unchristliche Spekulationen aus. Gewiss würde nicht einmal ein vom Krieg verhärteter Veteran einen *Priester* töten!

Dennoch musste man sich fragen, wie weit er mit den wenigen Pfund, die aus der Pfarrei gestohlen worden waren, kommen würde? Wie lange würde es dauern, ehe leere Taschen den Mörder – wer auch immer er war – dazu trieben, erneut zuzuschlagen?

An jenem Abend schloss Mr. Sims zum ersten Mal, seit er vor neun Jahren nach Osterley gekommen war, seine Türen ab. Das Pfarrhaus stand hinter einer hohen Mauer auf einer großen bewaldeten Rasenfläche mit altem Baumbestand, der stets sein Stolz gewesen war und ihm ein Gefühl von Kontinuität vermittelt hatte, eine Verbundenheit mit all jenen, die vor ihm Holy Trinity gedient hatten. Jetzt erschien ihm das Haus isoliert und abgeschieden, versteckt und schutzlos ausgeliefert.

Er redete sich ein, es sei lediglich eine Vorsichtsmaßnahme, seine Türen zu verriegeln.

Die bittere Wahrheit sah jedoch ganz anders aus: Er fand sich

mit der unerwarteten Entdeckung ab, dass der geistliche Stand, der ihm immer wie sein Schutz und Schirm erschienen war, keine von beiden Funktionen erfüllte und dass ein Mann Gottes nicht sicherer war als jeder andere Hausbesitzer.

2

OKTOBER 1919, LONDON. Rutledge schnitt sich beim Rasieren und fluchte.

Seine Schwester Frances, die auf dem chintzbezogenen Stuhl am Fenster saß, zuckte zusammen, sagte jedoch kein Wort. Als er es wieder tat, konnte sie nicht länger an sich halten.

»Musst du dein Gesicht unbedingt eigenhändig tranchieren, mein Lieber? Oder könnte ich dir das vielleicht abnehmen? Ich bin doch bestimmt ein besserer Metzger als du.« Sie hatte mit Bedacht einen unbeschwerten Tonfall gewählt.

Er schüttelte den Kopf. »Wenn ich auf meinen Posten zurückkehren will, muss ich lernen, allein zurechtzukommen.« Er war aus gesundheitlichen Gründen vom Dienst befreit, und dieser Genesungsurlaub zog sich hin, die Tage kamen ihm endlos vor, und er wurde immer gereizter.

Sie betrachtete die dicken Verbände, die um seine Brust gewickelt waren und nach wie vor einen Arm dicht an seinen Körper banden. »Es überrascht mich, dass sie dir überhaupt erlauben, wieder beim Yard zu arbeiten, solange dir diese Bandagen nicht abgenommen werden. Es gibt doch sicher Vorschriften? Du kannst dir kaum selbst das Hemd zuknöpfen, und in all diesen Wochen habe ich dir die Schuhe zugebunden. Ein halbnackter Polizist ist ja wohl kaum ein angemessener Vertreter des erlauchten Gesetzes?«

»Frances. Halt den Mund!«

»Ja, ich weiß, daran lässt du dich nicht gern erinnern, stimmt's? Tut mir Leid. Aber ich glaube wirklich, dass du voreilig handelst.«

Er legte sein Rasiermesser hin, spritzte sich Wasser ins Gesicht und tastete nach einem Handtuch. Das Rasiermesser segelte durchs Zimmer. Diesmal fluchte er stumm.

Was Hamish sagte, spiegelte seinen Zorn wider: »Wahrlich, was du da tust, ist nicht tapfer, bloß tollkühn.«

Rutledge sagte: »Es macht mich *verrückt*, in diesen Zimmern eingesperrt zu sein.« Die Worte dienten als Antwort für beide.

Frances entschloss sich, ihn absichtlich misszuverstehen, und sagte: »Ja, das kann ich mir vorstellen. Deshalb habe ich dich doch gebeten, länger im Haus zu bleiben. Es ist noch warm genug, um nachmittags im Garten zu sitzen oder über die Straße auf den Platz zu laufen. Wenn du magst, kannst du gern zurückkommen.« Sie hatte ihn aus dem Krankenhaus geholt, ihn in sein Elternhaus gebracht und eine Pflegerin gefunden, die sich um ihn kümmerte, bis er wieder allein zurechtkam, und dann hatte sie die Aufgabe übernommen, ihn täglich an- und auszuziehen, während er ungeduldig seiner Heilung entgegenfieberte. Verwundete Tiger, hatte sie sich mehr als einmal gedacht, würden einem weniger zu schaffen machen.

Aber am Anfang, als sie in den Norden gerufen worden war, hatte sie große Angst ausgestanden, er könnte sterben, ehe sie dort ankam. Sie hatte sich gerade erst an die Vorstellung gewöhnt, dass er nach Kriegsende nach Hause gekommen und endlich in Sicherheit war. Nach vier bitteren Jahren des Tötens war ihr Bruder lebend zu ihr zurückgekehrt, und daher hatte sie in ihrer Wachsamkeit nachgelassen. Es war nicht *vorgesehen*, dass Polizisten in Ausübung ihres Dienstes angeschossen wurden. Der Schock hatte ihr den Atem verschlagen. Dennoch hatte sie ihr Bestes getan, ihn nicht allzu sehr zu bemuttern ...

Rutledge war sich klar über die unausgesprochene Sorge, die hinter den Bemühungen seiner Schwester steckte, ihn im Auge zu behalten, doch es war ihm unmöglich gewesen, ihr zu erklären, dass er seine eigene Wohnung vorzog, wo er den Schmerz lauthals verfluchen oder nachts auf und ab laufen oder ganz einfach mit geschlossenen Augen dasitzen konnte, bis das Schlimmste vorüber war. Stattdessen hatte er lediglich gesagt, er müsse lernen, wieder allein zurechtkommen.

Jetzt bückte er sich behutsam, hob das Rasiermesser auf und

drehte sich dann lächelnd zu ihr um. »Frances, du bist die fähigste Frau, die mir jemals begegnet ist. In Krisensituationen kann sich niemand an dir messen. Trotzdem ist es manchmal einfacher, keine Zeugen zu haben.«

Sie lächelte. »Ja, Vater war ganz genauso. Soweit ich mich erinnern kann, wollte er sich jedes Mal, wenn er krank war, am liebsten in einem Bau verkriechen, bis es ihm wieder besser ging. Damit hat er Mama in die Verzweiflung getrieben.« Ihr Lächeln verblasste. »Aber jetzt schon wieder zu arbeiten, Ian – ist das klug?«

Rutledge musterte sie. Sie wusste ein wenig von dem, was er im Krieg durchgemacht hatte, aber nicht alles. Sie wusste, dass er unter Schützengrabenneurose gelitten hatte. Sie wusste allerdings nicht, dass er von der Westfront die lebende Stimme eines Toten mitgebracht hatte, Corporal Hamish MacLeod. Sie wusste auch nicht, was es hieß, einen Erschießungsbefehl zu erteilen oder matte, abgekämpfte Männer in den sicheren Tod zu schicken. Über von Maden zerfressene Leichen von Kameraden zu steigen oder zuzusehen, wie ein Freund unter Schreien eines grässlichen Todes starb. Nichts konnte solche Erinnerungen abmildern. Sie blieben aufgestaut. Roh, brutal, barbarisch. Der Stoff, aus dem Albträume gemacht sind, die der Verstand mühsam tiefer und immer tiefer zu begraben trachtete, um des blanken Überlebens willen, bis es keine Möglichkeit mehr gab, die Dämonen auszutreiben, die Besitz von einem Teil seiner Person ergriffen hatten.

Es gab Geschichten, die er erzählen konnte, wenn Freunde oder Kollegen fragten: »Wie war es dort drüben?« Diese Berichte waren speziell auf den jeweiligen Zuhörer zugeschnitten. Manche bekamen Anekdoten über den unaufhörlichen Regen und den zähen Schlamm vorgesetzt. Den Mangel an Badewasser. Die Notwendigkeit, sich zu rasieren, damit die Gasmasken richtig saß. Anderen erzählte er von tapferen Taten, deren Zeuge er geworden war. Oder von der Freundlichkeit der Krankenschwestern. Bei einigen wenigen war es ihm nicht unangenehm, darüber zu sprechen, dass die gemeinsam durchlebten Gefahren Männer, die sonst so gut wie nichts miteinander gemeinsam hatten, zu Brüdern machten. Aber

selten bekam jemand die ganze Wahrheit zu hören, nur eine kleine Dosis. Es erschien ihm besser so.

»Das ist keine Kriegsverletzung«, rief ihm Hamish jetzt ins Gedächtnis zurück. »Du hast dich vorsätzlich zur Zielscheibe gemacht.«

Und doch hatte der enorm eingeengte Bewegungsspielraum während seines Heilungsprozesses ihn in gewisser Hinsicht all den Gräueln wieder ausgesetzt, gegen die er in diesen vergangenen fünf Monaten mühsam angekämpft hatte, um sie in irgendeiner Form zu überwinden. Jetzt kamen sie gegen seinen Willen wieder aus ihren Löchern gekrochen und versuchten, ihn in den Morast der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit zurückzuziehen, aus dem er sich unter erbittertem Ringen halbwegs befreit hatte. Die Ablenkung durch die Arbeit, die daraus erwachsende Erschöpfung, die ihm traumlosen Schlaf bescherte, und die Konzentration, die Hamish in Schach hielt – aus diesen Komponenten hatte er ein gewisses Maß an innerem Frieden zusammengekratzt.

»Bis Schottland.« Diesen Refrain hatte ihm Hamish in den letzten drei Wochen Tag und Nacht eingehämmert. *Bis Schottland ...*

Rutledge drängte die Schatten aus seinem Bewusstsein zurück und sagte leichthin zu seiner Schwester: »Arbeit ist heilsam. Ich habe einen Berg von Papieren auf meinem Schreibtisch aufzuarbeiten – das ist wohl kaum eine Belastungsprobe. Und außerdem bin ich krankgeschrieben, nicht dauerhaft dienstuntauglich. Diese Wunde wird früh genug heilen.« Ganz im Gegensatz zu meinen seelischen Wunden ... »Es ist gerade mal eine gute Woche zu früh.«

Frances gehörte zu jenem seltenen Typ Frau, der wusste, wann es angezeigt war, einen Mann nicht länger zu überreden, sondern ihn stattdessen anzuspornen. »Also gut, dann lass es uns mit einem Kompromiss probieren. Dein Frühstück kriegst du allein hin, und ein Mittagessen wirst du auch ohne weiteres finden, aber zum Abendessen kommst du zu mir. Dann kann ich wenigstens sicher sein, dass du dich anständig ernährst. Das tust du nämlich nicht. Du bist immer noch viel zu dünn –.«

Aber wenn Rutledge weiterhin dürr und ausgemergelt war, dann lag das nicht daran, dass er nicht ordentlich aß. Zu viele quälende Erinnerungen suchten ihn heim. Hamish spukte durch seinen Kopf. Der Krieg. Die Unmöglichkeit, zu vergessen. Wie hätte er den Krieg vergessen können, wenn England voller verwundeter Männer war, die darum rangen, ihr Leben in den Griff zu kriegen, ein Leben, das durch die Jahre in den Schützengraben unwiderruflich verändert worden war. Die Leute schauten inzwischen weg, wenn sie diese Männer sahen; der Anblick war ihnen peinlich, und ihnen fiel absolut nichts ein, was sie zu einem Verwundeten hätten sagen können. Der Krieg war vorbei. Erledigt und abgeschlossen. Abgesehen von den Kreuzen auf den Feldern Flanderns. Und keiner wusste so recht, was er mit den wandelnden Erinnerungen an den Krieg anfangen sollte. Auf der Straße sah er sich selbst ein Dutzend Mal in der Stunde – unter den Amputierten, den Blinden, den Giftgasopfern mit ihrem hässlichen Husten –, obwohl er körperlich unversehrt aus Frankreich zurückgekehrt war. *Seine* Wunden waren unsichtbar, und doch teilte er das Elend dieser Männer. Selbst jetzt noch konnte er den armen Teufel deutlich vor sich sehen, den er an jenem Morgen von seinem Fenster aus beobachtet hatte, wie er unbeholfen mit seinen Krücken hantierte und versuchte, sich einen halbwegs geraden Weg zwischen den Passanten zu bahnen. Oder das grässlich verbrannte Gesicht, das vor drei Tagen abends unter der Straßenlaterne vorbeigekommen war, lange nach Einbruch der Dunkelheit. Der Mann hatte versucht, seine schlimmsten Narben unter einem Schal zu verbergen. Aber da ein Ohr fehlte, hatte der Hut nicht richtig sitzen wollen ... Ein Pilot, dessen Flugzeug abgeschossen worden war und der das Pech gehabt hatte, den Absturz in dem brennenden Wrack zu überleben.

So wie er Schottland überlebt hatte ... irgendwie.

Hamish sagte: »Du weißt doch, dass ich noch nicht bereit war, dich sterben zu lassen.«

Um seine Gedanken zum Verstummen zu bringen, willigte Rutledge ein, bei Frances zu Abend zu essen. Die Aussicht auf einen langen Arbeitstag war in der Tat beängstigend; ihm war durchaus

bewusst, dass er noch nicht wieder bei Kräften war. Dennoch konnte es nichts schaden, es zu versuchen, und möglicherweise würde es ihn vorübergehend von Hamishs morbider Konzentration auf Schottland erlösen.

Rutledge wollte nicht an Schottland denken.

Schottland hatte ihn wie ein Spuk verfolgt, während er sich von der Operation erholte. Seine umnebelten Träume waren davon erfüllt gewesen. In den dunkelsten Nachtstunden, wenn die Abwehrmechanismen ihren Tiefststand erreichen, hatten ihn die Erinnerungen schweißgebadet und mit rasenden Schmerzen aufschrecken lassen. Worte, Gesichter, der Klang von Dudelsäcken, jener letzte Regentag, an dem keine Faser trocken geblieben war ... All das spukte ihm durch den Kopf, wenn er in den Stunden vor dem Morgengrauen erwachte und besonders wehrlos war, am Rande des Schlafs, und gegen die überwältigenden Schmerzen ankämpfte, aus Furcht, der Arzt könnte ihm noch mehr betäubende Medikamente einflößen, wenn irgendjemand auch nur ahnte, wie sehr er litt.

Er hatte nie mehr nach Schottland zurückgehen wollen. Zu viele Schotten waren in den Schützengräben gefallen – und er hatte die Befehle erteilt, die sie zu hunderten ins Niemandsland stürmen ließen, durch Artilleriebeschuss, der erbarmungslos und unmenschlich war. Er hatte sie schreien hören, er hatte sie zu Boden gehen sehen, er war in das dicke rote Blut getreten, durch das sie in Todesqualen zu ihren eigenen Linien zurückgekrochen waren. Er hatte ihre letzten, mühsam gestammelten Worte gehört, wenn sie starben. Die Last dieser Schuld brannte immer noch wie glühende Kohlen auf seinem Gewissen. Aber Scotland Yard hatte es für richtig befunden, ihn in den Norden zu schicken, ob er wollte oder nicht. Vor knapp einem Monat hatte er das getan, wovon er sich geschworen hatte, es niemals zu tun. Und jetzt wollte er nicht mehr daran denken.

Auf seinem Schreibtisch am anderen Ende des Zimmer lagen Briefe von David Trevor, seinem Patenonkel, der in der Nähe von Edinburgh lebte. Ungeöffnet. Er wollte sie nicht lesen, solange er

nicht wieder auf der Höhe war, nicht wieder beim Yard war und durch andere Probleme abgelenkt wurde. Er wollte nicht hören, wie es ausgegangen war. Nacht für Nacht wünschte er inbrünstig, es hätte nie begonnen – und wusste, schon während er die Worte aussprach, dass er log. *Er hatte bleiben müssen* –.

Aber Hamish erinnerte ihn Tag und Nacht an diese Briefe, und er hatte die Stimme ignoriert, bis sein Kopf schmerzte. Wenn er *kurriert* war, vollständig auskuriert, dann würde er sie lesen ... Nicht vorher. Der Teufel sollte Hamish holen!

O Gott. *Schottland sollte der Teufel holen!*

Frances beobachtete aufmerksam sein Gesicht, und er zerrte seine Gedanken schleunigst in die Gegenwart zurück, ehe seine Schwester sie lesen konnte.

Wenn er es auch noch so ungern zugab – sie hatte Recht. Einarmig stellte er sich in der Küche noch ungeschickter an als beim Rasieren. Und außerdem würde es sie glücklich machen, ihn zu bekochen. Dann konnte sie ihn nicht mehr so leicht ausschelten, er sähe aus wie eine Vogelscheuche.

»Kümmern wir uns jetzt mal um diese Krawatte. Dann muss ich gehen. Heute Abend ist eine Party, und ich habe nichts zum Anziehen.« Sie stand lächelnd auf und ging zum Kleiderschrank. »Ich finde, die hier solltest du zu dem grauen Anzug tragen.«

Chief Superintendent Bowles war keineswegs froh, ihn zu sehen. Aber andererseits freute es Bowles nie, Inspector Rutledge an seinem Schreibtisch vorzufinden. Der Chief Superintendent hatte gehofft, Rutledge würde an Blutvergiftung sterben. Eine solche Dummheit, überhaupt erst auf sich schießen zu lassen! Ein weiterer Beweis dafür, dass Rutledge unzuverlässig, inkompetent und der Polizeiarbeit nicht gewachsen war. Trotzdem bestand noch die Hoffnung, dass die Kugel ihr Ziel treffen würde, wenn das nächste Mal jemand auf ihn schoss.

In gewissen Kreisen war bereits die Rede von der Möglichkeit einer Beförderung. Bowles hatte diese Bestrebungen im Keim erstickt. »Zu früh, viel zu früh«, hatte er gesagt. »Er ist noch kein hal-

bes Jahr wieder beim Yard. Lasst dem Mann Zeit, erst mal Fuß zu fassen!«

Bowles empfing seinen zurückkehrenden Inspector bestenfalls mit gedämpfter Begeisterung und sagte ihm, er solle sich gleich dahinterklemmen, Akten abzuschließen, Unterlagen für die Gerichte durchzusehen und erledigte und unabgeschlossene Fälle getrennt abzulegen. Es wäre nicht sinnvoll, Rutledge auf die Straße zu schicken, wenn er bei seinen Ermittlungen ohnmächtig werden könnte. Dasselbe hatte er auch seinen Vorgesetzten erzählt. Wartet, bis der Mann auskuriert ist. Dann ist immer noch Zeit genug, ihm einen neuen Fall zu übergeben.

Rutledge machte das überhaupt nichts aus. Die geisttötende Konzentration, die erforderlich war, um jeden einzelnen Bericht abzuschließen oder sämtliche Unterlagen genau zu überprüfen, hielt Hamish auf Armeslänge von ihm entfernt und ließ ihn verstummen. Es war eine vorübergehende Erlösung in Form von unentrinnbarer Langeweile, und er nahm sie mit ungeheurer Dankbarkeit an.

Die andere dringende Notwendigkeit bestand darin, wieder zu Kräften zu kommen, denn durch die erzwungene Untätigkeit war sein Durchhaltevermögen gegen null geschrumpft. Daher begann er, täglich eine bestimmte Strecke zu gehen. Das Frühstück nahm er in einem Pub mit dunkel getäfelten Wänden ein, ausgewählt wegen seiner Lage etliche Straßen oberhalb des Trafalgar Square. Zum Mittagessen begab er sich in eines der zahlreichen Lokale in den Straßen, die zum Tower führen, und dann kam eine noch größere Schleife, die ihn zurück zum Embankment brachte. Frances, die in der Annahme lebte, er nähme wohlweislich die U-Bahn, sagte nichts, wenn sie jeden Abend sein graues Gesicht sah. Aber bei dem Gedanken, in die lauten, überfüllten Tunnel hinauszusteigen, überlief ihn kaltes Grauen. Es hatte zu viel Ähnlichkeit damit, im Schützengraben lebendig verschüttet zu sein.

Am ersten Tag zitterte Rutledge bei seiner Ankunft im Yard von der Anstrengung, und doch zwang er sich dazu, zwei Treppenstufen auf einmal zu nehmen. Sogar am Wochenende weigerte er sich,

zu Hause zu bleiben und sich auszuruhen. An seinem dritten Tag im Büro, einem Dienstag, umnebelten die schwarzen Schatten der Erschöpfung seinen Verstand nicht mehr bis zu dem Punkt, an dem er eine Bedrohung für sich selbst und den Straßenverkehr darstellte. Am Nachmittag seines fünften Arbeitstages konnte er einigermaßen normal atmen und auf der Straße stehen bleiben, um sich umzusehen. Seine Beine, dachte er sarkastisch, gehörten wieder zu ihm. Ihr Hang, vor Schwäche zu schwanken, hatte ihn mehr erbost als der an seine Brust geschnürte Arm.

In Whitehall waren Arbeiten an einem Kriegerdenkmal aus Gips im Gange. Der Aufbau hatte den Verkehr eine Zeit lang stocken lassen, und ehe er zum Yard zurückkehrte, beschloss Rutledge, es sich näher anzusehen. Man hatte Schlichtheit angestrebt, doch ihm erschien das Denkmal unangemessen, um die Erinnerung an so viel vergossenes Blut und so viele ruinierte Leben zu bewahren. Depressiert ging er weiter in Richtung St. Margaret's Church und blieb eine Zeit lang an der Ecke Bridge Street stehen, blickte zu Big Ben hoch und beobachtete die Tauben, die am Himmel ihre Runden drehten. Da es ihm widerstrebte, an seinen Schreibtisch in dem stickigen, schlecht beleuchteten Büro zurückzukehren, lauschte er dem Verkehr auf der Themse und spielte mit dem Gedanken, die stark befahrene Brücke zu überqueren.

Hamish genoss den Wind, der vom Fluss kam, und einen plötzlichen Regenschauer, der auf sie niederging, und war in seine eigenen Gedanken versunken.

Das Geräusch von Stimmen, wie das Zwitschern kleiner Vögel in einem Busch, lenkte Rutledges Blick wieder auf St. Margaret's, und seine Gedanken kehrten in die Gegenwart zurück. Eine Gruppe von jungen Frauen in elegantem Schwarz stand vor der Tür und erwartete eine weitere, die gerade auf der Straße aus einem Automobil stieg. Sie winkte und eilte ihnen entgegen, und der Wind verfang sich in den Schößen ihres Mantels, als wehte er sie aus seiner Reichweite hinaus.

Ihren Gang erkannte er schon, bevor er ihre Stimme hörte, als sie ihren Freundinnen etwas zurief. Es war Jean –.

Sie gesellte sich zu den anderen, und Gelächter umgab die Gruppe; einen Moment lang fiel das bleiche Licht auf Jeans Züge, ehe sie sich alle abwandten und die Kirche betraten. Jeans Wangen waren vor Aufregung und Eifer gerötet.

In vierzehn Tagen würde sie in St. Margaret's getraut werden.

Das hatte ihm Jason Webley erzählt, der ihn Ende September im Krankenhaus besucht und nach einer Weile unbeholfen die Frau zur Sprache gebracht hatte, mit der Rutledge verlobt gewesen war. »Ich sage dir, Alter, hast du es schon gehört? Jean hat ein Datum für die Hochzeit festgelegt, Ende nächsten Monats.« Webley hatte eine Pause eingelegt und dann hinzugefügt: »Sie hat Elizabeth gebeten, im engeren Kreis bei den Vorbereitungen mitzuhelfen. Elizabeth hat mich gefragt, wie sie darauf reagieren soll, und ich habe ihr gesagt, dir macht das sicher nichts aus.«

»Nein.« Aber es machte ihm etwas aus. Nicht etwa, weil er Jean ihr Glück missgönnte, sondern weil sie ihm so viel von seinem Glück genommen hatte. Er konnte sich noch gut an den Tag vor knapp acht Monaten erinnern, als sie ihm in einer anderen Krankenhausstation stockend mitgeteilt hatte, sie wolle die Verlobung lösen. Und er hatte die Furcht in ihren Augen gesehen, das Grauen davor, an einen gebrochenen Mann gebunden zu sein ... Zu diesem Zeitpunkt hatte seine Heilung noch nicht eingesetzt, und er war eine stumme, leere Hülle von einem Mann gewesen, in den Klauen von Albträumen, die sie nicht verstehen konnte, und sie hatte geglaubt, mehr würde er nie wieder sein. Ein Gegenstand des Mitleids für den Rest seines Lebens.

Hamish erinnerte ihn: »Es war eine äußerst knappe Sache.«

Das war richtig. Aber darauf, dass sie ihn verließ, war Rutledge so wenig vorbereitet wie auf einen Schlag ins Gesicht. Er hätte Trost gebraucht, eine behutsame Erinnerung an das normale Leben, das er irgendwo in den Schützengräben verloren hatte. Jean hätten keinen schlechteren Zeitpunkt wählen können, um ihre Verlobung mit dem Mann zu lösen, dem sie einst geschworen hatte, dass sie ihn über alles liebte. Ein oder zwei Wochen später ... einen Monat ... Hätte es etwas geändert, wenn sie das Mitgefühl aufgebracht

hätte, ein wenig länger zu warten? Ihn in ihren Armen gehalten und ihm gesagt hätte, dass es ihr nichts ausmachte, dass sie ihn immer noch liebte – selbst wenn es nur eine barmherzige Lüge war?

Er würde es nie wissen. Jean hatte sich mit unverhohlener Erleichterung hastig aus dem Krankenzimmer zurückgezogen, dankbar, dass er bereit gewesen war, sie freizugeben. Im August hatte sie sich dann mit einem Diplomaten verlobt und sah einem neuen Leben in Kanada entgegen, denn dorthin würde der Mann demnächst versetzt werden.

Vergnügt und unbekümmert hatte sie die Kriegsjahre abgestreift wie einen bösen Traum. Oberflächlich hatte Frances sie genannt – eine Frau, die ihn niemals glücklich gemacht hätte.

Als er die Kirchentür anstarrte, ertappte sich Rutledge bei dem Gedanken, dass er am Ende Glück gehabt hatte. In diesem goldenen Dunst von 1914, als der Krieg mit Romantik und glorreichen Abenteuern, nicht mit Leiden in Verbindung gebracht wurde, hatte er Jean nicht geheiratet. Sie hatte damals versucht, ihn zu einer überstürzten Heirat zu überreden: Uniformen, gekreuzte Schwerter und ein Held, der auszog, um die Hunnen zu bekämpfen. Und er hatte sie daran erinnert, sie sei viel zu jung und hübsch, um unverhofft als Witwe dazustehen ...

Er fragte sich, was für ein Leben sie wohl in diesen letzten sieben Monaten gemeinsam geführt hätten, nachdem sie ihn endlich aus der Klinik entlassen hatten, er aber immer noch ein Gefangener seines eigenen Grauens war. Und wie inbrünstig sie einander schließlich gehasst hätten. Oder ob sie sich bei dem Wunsch ertappt hätte, diese Kugel, die ihn im September in Schottland getroffen hatte, hätte der Heuchelei ein Ende bereitet.

Hamish sagte: »Schwarz hätte ihr gut gestanden.«

Gewiss hätte sie enorme Haltung und Courage an den Tag gelegt und damit all ihre Freundinnen beeindruckt, und das Geflüster von großer Leidenschaft und verlorener Liebe wäre ihr gefolgt wie eine Schleppe, obgleich keines von beidem jemals existiert hatte.

Dennoch überfluteten ihn Verlustgefühle, als er beobachtete, wie

sie durch die Kirchentür verschwand, ohne seine Blicke oder seine Gedanken wahrzunehmen. Sie hatte seine Anwesenheit nicht gespürt und sich nicht einmal umgedreht, um ihn anzusehen. Das verstärkte sein Gefühl von Einsamkeit.

Am Ende jener Woche sagte sich Rutledge, er hätte bemerkenswerte Fortschritte gemacht und den Krüppel, den es Mühe kostete, sich mit einer Hand zu rasieren, während seine Schwester zusah, weit hinter sich gelassen. Das Pochen in seiner Schulter und in der Brustmuskulatur hatte sich zu einem dumpfen Schmerz abgeschwächt, den er verdrängen konnte. Er kam jetzt für mehrere Stunden am Tag ohne die Schlinge aus, obwohl der Arm noch fest an seinen Körper bandagiert war.

Noch eine Woche, sagte er sich, und ich bin wieder fit.

Die Abendessen bei seiner Schwester begannen ihn zu strapazieren. Wenn er sie auch noch so sehr mochte, die Vielfalt ihrer Speisen genoss und den Umstand zu schätzen wusste, dass sie kein Aufhebens um ihn machte, dann war ihm doch klar, dass Frances sich um ihn sorgte, und es fiel ihm schwer, zu lächeln und diese Tatsache schlichtweg zu ignorieren. Andererseits hatte es sich vor dem Krieg genau umgekehrt verhalten; Rutledge hatte sich ständig Sorgen um sie gemacht. Und die Anzeichen unausgesprochener Besorgnis kannte er nur zu gut. Er wusste auch, wie man erkannte, dass jemand behutsam einen Bogen um Themen machte, die nicht angeschnitten werden durften – was in Schottland passiert war, Jeans bevorstehende Hochzeit, gemeinsame Freunde, die noch übler dran waren als er. Er hatte einen Punkt erreicht, an dem er gern damit herausgeplatzt wäre, und sei es auch nur, um die Luft zwischen ihnen zu bereinigen: »Sieh mal, ich weiß, dass David sich Sorgen macht, weil ich ihm nicht geschrieben habe, aber ich schaffe es einfach noch nicht! Frag mich bloß nicht, warum. Und was Jean angeht, so wünsche ich ihr alles Gute, es hat mir nicht das Herz gebrochen. Ich bin einsam, das ist alles, aber ich möchte ganz bestimmt nicht ein Dutzend Freundinnen von dir kennen lernen, die für mich in Frage kämen. Um Gottes willen, das ist keine Lösung!«

Hamish rief ihm ins Gedächtnis zurück: »Du hältst dich selbst nicht aus, wie soll dich da ein Mädel ertragen? Betrunk dich, und bring es hinter dich!« Das war gar kein so schlechter Rat-schlag.

Aber an jenem Freitag standen dringlichere Dinge an. Chief Superintendent Bowles bedachte nach einer Konsultation des Polizeiarztes seine Möglichkeiten und begab sich dann zu Rutledge.

»Es dreht sich darum, den Bischof zu beruhigen. Der Tod einer seiner Leute macht ihm Sorgen. Ein katholischer Priester, in Norfolk ermordet, in einem Kaff namens Osterley.«

»Ein Priester?«, wiederholte Rutledge überrascht. In den Augen des Gesetzes war die Ermordung eines Geistlichen kein verabscheuungswürdigeres Verbrechen als die Ermordung einer Verkäuferin oder eines Fischhändlers. Die Strafe war dieselbe – Tod durch Erhängen. In den Augen der Gesellschaft dagegen war ein Geistlicher durch seine Berufung geschützt, abgehoben von den andern. Unantastbar.

Hamish erinnerte ihn daran, dass Geistliche auf Scheiterhaufen verbrannt worden waren. Aber das war zu einer anderen Zeit gewesen. Mit 1919 hatte das nichts zu tun.

Bowles schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, im Krieg sind wir auf Abwege geraten.« Das war eines seiner Lieblingsthemen. »Veränderungen führen nie zu etwas Gutem. Frauen verrichten die Arbeit von Männern – das ist doch nicht natürlich! Die unteren Schichten werden immer anmaßender. Es würde mich nicht wundern, wenn noch Schlimmeres auf uns zukommt, ehe das alles ausgestanden ist. Erst der gesellschaftliche Zusammenbruch, der Bolschewismus schießt ins Kraut, und jetzt auch noch ein toter Priester.«

Er warf einen Blick auf das Blatt Papier in seiner Hand. »In der Pfarrei von St. Anne's mit dem Kruzifix von seinem eigenen Altar erschlagen, um genau zu sein. Die dortige Polizei hat den Schurken noch nicht geschnappt. Anscheinend hat der Priester einen Dieb überrascht. Es ist wahrscheinlich, dass er den Mann erkannt hätte und aus dem Grund ermordet worden ist. Die Polizei sieht darin

bislang das Hauptmotiv. Trotzdem könnte es immer noch sein, dass ein Irrer unter uns herumläuft, wer weiß das schon? Kein Wunder also, wenn dieser Bischof die Bestätigung haben will, dass wir alles tun, was wir können.«

»Worauf hatte es der Dieb abgesehen?«, warf Rutledge ein. Für einen Einbrecher war eine Pfarrei nicht unbedingt die erste Wahl. Eine Almosenbüchse und die Taschen eines Pfarrers waren notorisch leer. Wahrlich ein Irrer!

»Eine armselige Summe, die beim Herbstfest der Kirche gesammelt worden ist, berichtet man mir, was bedeutet, jeder Festbesucher, jeder in der Ortschaft und jeder im Umkreis von Meilen wusste, dass im Pfarrhaus Geld aufbewahrt wird.«

»Das weitet die Ermittlungen beträchtlich aus«, stimmte Rutledge ihm zu. »Hatte der Priester eine Haushälterin? Wie ist der Eindringling an ihr vorbeigekommen?«

»Sie war bereits für die Nacht nach Hause gegangen. Und der Priester hätte in der Kirche sein sollen, um die Beichte abzunehmen, aber er hatte einen Zettel am Beichtstuhl angebracht, auf dem stand, er säße an einem Totenbett und käme unter Umständen nicht rechtzeitig zurück. Freie Bahn, muss sich der Dieb gedacht haben. Aber Pater James ist nach Hause gekommen und nach oben in sein Arbeitszimmer gegangen, und der Eindringling ist in Panik geraten. Eine Schande, aber so ist es nun mal. Das könnte jedem Hausbesitzer passieren.«

Könnte es – und häufig tat es das auch.

»Der Chief Constable in Norfolk hat durchblicken lassen, er hielte es für taktisch klug, dass wir einen Officer hinschicken«, sagte Bowles. »Sie sollen demonstrieren, dass Scotland Yard den Fall nicht unterschätzt, und sich das Beweismaterial ansehen. Reden Sie mit dem Bischof oder einem seiner Leute, und versichern Sie ihm, dass die dortige Polizei ihr Handwerk versteht, und sowie er zufrieden gestellt ist, dass im Rahmen des Möglichen alles unternommen wird, kommen Sie nach London zurück. Soweit ich gehört habe, ist Blevins, der Mann dort, kompetent und steht in dem Ruf, seinen Verstand zu benutzen. Mehr als ein paar Tage

sollte Sie das nicht kosten. Und der Oktober in Norfolk ist im allgemeinen schön.«

Rutledge erinnerte sich, dass der Herbst dort oft regnerisch war, sagte aber nichts.

Hamish sagte: »Glaub bloß nicht, du sollst da oben Ferien machen. Sieh dich vor, dem Mann ist nicht zu trauen! Er will dich nicht in London haben.«

»Es geht eher um eine Art Ablenkungsmanöver«, antwortete Rutledge stumm, »um den Druck von Blevins zu nehmen. Während alle Augen auf mich gerichtet sind, kann er in Ruhe seine Arbeit erledigen.«

Hamish murrte: »Hast du Schottland schon vergessen?«

Bowles sagte gerade: »Wenn Sie jetzt gleich aufbrechen, sind Sie heute Abend da. Gibt es irgendetwas, was ich darüber wissen sollte, ehe Sie abreisen?« Er deutete auf die Akten, die auf Rutledges Schreibtisch ausgebreitet waren. »Damit kann sich Parker befassen.«

»Nein, das ist alles erledigt. Ich wollte sie gerade Sergeant Williams übergeben. Er weiß, welche Akten in die Ablage gehören und welche an den jeweiligen Officer weitergeleitet werden sollten, der für die Ermittlung verantwortlich ist.«

»Ich schicke Williams, damit er sie holt. Um halb elf geht ein Zug, den kriegen Sie noch, wenn Sie sich beeilen.« Bowles lächelte ermutigend. Rutledge fühlte sich an Krokodile erinnert. Dieselben kalten gelben Augen.

»Also gut.« Er nahm die Seiten, die Bowles ihm reichte, klemmte sie unter seinen gesunden Arm und ging zur Tür. »Ich erstatte telefonisch Bericht, oder?«

»Nicht nötig. Es ist ein Anstandsbesuch; Sie werden in nichts hineingezogen.«

Der Arzt nahm ein letztes Mal die Verbände von Rutledges Brust ab, sah sich die Wunde an, tastete und stocherte, was den Patienten zusammenzucken ließ, und nickte dann zufrieden.

»Sie haben verdammtes Glück gehabt«, sagte Dr. Fleming, »dass

keine schwere Infektion eingesetzt hat. Trotzdem kann es nichts schaden, ein kleines Pflaster draufzukleben. Eine reine Vorsichtsmaßnahme. Wie fühlen Sie sich?»

Rutledge blickte auf die frische, erhabene Narbe in dem verfilzten Haar auf seiner Brust und erwiderte: »Ich kann ohne Beschwerden atmen.« Er beugte seinen Arm. Er fühlte sich an wie ein nasser Lappen. »Ich bezweifle, dass ich mich mit einem Sechsjährigen raufen könnte.«

Fleming lachte. »Das sollten Sie auch nicht tun. Aber dieser Arm wird bald wieder wie neu sein, sobald Sie beginnen, ihn zu benutzen. Keine Sorge. In den ersten Tagen sollten Sie es allerdings nicht übertreiben. Tragen Sie nichts Schweres, und versuchen Sie nicht, etwas wegzuschieben, was sich nicht von der Stelle rühren will. Auch das ist nichts weiter als eine Vorsichtsmaßnahme. In den zwanzig Jahren meiner ärztlichen Praxis habe ich festgestellt, dass auch die Natur ein guter Arzt ist, wenn man ihr eine Chance gibt. Das Problem besteht darin, dass wir ihr selten für ihre Verdienste Anerkennung zollen und es daher später bereuen.«

Das war, wie Rutledge wusste, eine von Flemings liebsten Moralpredigten. »Ich bin auf dem Weg nach Norwich. Das sollte nicht allzu anstrengend werden.«

»So, so, Sie betrügen also den Steuerzahler? An Ihrer Stelle nähme ich den Zug. Das stellt geringere Anforderungen an die Brustmuskulatur als das Autofahren.«

Rutledge verließ London trotzdem in seinem eigenen Automobil, denn seine Klaustrophobie war nach wie vor nicht zu bändigen. Es war ihm nicht möglich, eingezwängt zwischen anderen Reisenden in einem Zugabteil zu sitzen, Hüfte an Hüfte und Knie an Knie. Der Drang, aufzuspringen und lauthals Luft zum Atmen zu verlangen, wäre ebenso übermächtig wie unsinnig gewesen.

Als er Norwich erreichte, protestierten seine Brustmuskeln empört, von Mutter Natur zu dieser Rebellion angestachelt. Hamish, der Rutledge noch schlimmer als Dr. Fleming auf seine Fehler und Unzulänglichkeiten hinwies, erinnerte ihn daran, dass er die Fahrt entgegen dem ärztlichen Rat angetreten hatte.



Charles Todd

Seelen aus Stein

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-17305-0

Heyne

Erscheinungstermin: April 2015

Ein Fall für Ian Rutledge

In einer kleinen Stadt in Norfolk ist ein Priester ermordet worden. Inspektor Ian Rutledge von Scotland Yard wird zur Aufklärung des Falles in diese vergessene Ecke Englands geschickt. Er begegnet einer Mauer des Schweigens. Keiner ist bereit, über den Fall zu sprechen. Ein lähmendes und tödliches Geheimnis scheint über der Stadt zu liegen.